



Verleihung des Max Frisch-Preises an Robert Menasse

Sonntag, 11. Mai 2014, Schauspielhaus Zürich

Utopie als Freiheit als Kritik **Laudatio von Martin Meyer**

Man muss vielleicht tatsächlich ein Schweizer sein, um einen Schriftsteller rechtens zu würdigen, dessen rasante Geistigkeit auf Schritt und Tritt den Österreicher verrät. Denn Robert Menasse: Das bedeutet Witz, Schärfe, Ironie, und es meint zugleich Seele, Sentiment, ja schwärmerische Seitensprünge – von der Literatur ins Politische, von der Essayistik in die polemisch aufgekratzte Postille. Plötzlich bedauern wir Hiesige denn, dass wir die Nachbarn im näheren Osten in wild republikanischer Aufwallung einstmals brachial aus unseren Grenzen verjagten – und damit auch ein kräftigendes Stück Kultur verspielten. Mit Blick auf Robert Menasse dürften wir allerdings sagen: Er ist, bekanntlich ebenfalls von entschlossenem Republikanismus und frei gesinntem Temperament, deshalb beinahe einer der Unseren. Nur, so ist ehrlicherweise zu argwöhnen, lustiger, kecker, frecher und unterhaltender.

Weil nun Robert Menasse ein Dichter ist, leidet er an der Welt. Er leidet an ihrem Ungenügen – und mitunter an sich selbst –, und dagegen mobilisiert er seine Kreativität. Aus der Enttäuschung über das nackte Sosein von Dasein und Welt entstehen folglich Gegenwelten: Begebenheiten und Ereignisse, die sich in Romanen verfassen; Essays, die mit kritischer Verve zur Sache gehen; Visionen, die fernste Ziele so auslegen, als gälten sie nur einen Schritt. Der gebürtige Wiener, Jahrgang 1954, noch heute in Wien, aber auch in Amsterdam lebend, erweist sich dabei als Meister der Stile und Töne. Die Menassische Gliederhandschrift, wenn man so sagen darf, ist vom Kopf bis in die Füße erstens mobil, zweitens intellektuell, drittens zupackend sinnlich, viertens vergnügt aggressiv – und fünftens aber auch nachdenklich, wo nötig empört, gelegentlich melancholisch.

Die Welt ist ihre Geschichte. Das Leben ist seine Geschichten. Niemals aber darf und soll vergessen werden, was Leben und Welt im 20. Jahrhundert erlitten. Aus dem Furor der Ideologien brach der Wahnsinn ihrer Taten, und am Ende war das Unvorstellbare möglich geworden: Auschwitz. Auschwitz ist bei Menasse keine handlich einzusetzende Keule; auch keine Insinuation der Art, was gewesen wäre, wenn dieser Un-Ort etwa woanders gelegen hätte. Auschwitz ist das ganz unbanal Böse im Menschen, und zugleich begann es, nicht

2/4

ganz zufällig und verräterisch dumpf, in Braunau am Inn. Es ist, danach dann, auch das Vergessen: das Verdrängte, Verschobene, zeitgeschichtlich Weggepackte. Es stimmt, wie Menasse zeigt, nicht, dass der Wahnsinn des Nationalsozialismus im Land von Mozart oder Schnitzler auch heute noch weiterlebte. Der Schnitt war nach 1945 einigermaßen klar und tief. Aber es könnte sein, wie Menasse vermutet, dass eine andere Spielart autoritärer Gesinnung und Politik dort noch immer ihre Anhänger und Stimmungen hat: der Austrofaschismus – der sich da und dort bis heute als erstes «Opfer» von Hitlers konkurrierend abräumender Machtpolitik erlebte und deshalb bisher weiterhin da und dort einen gewissen Kredit genießt.

So jedenfalls steht es geschrieben in dem Essayband «Das war Österreich», der in längeren und knappen Stücken nicht nur Menasses Landsleuten, sondern auch der Aussenwelt in Erinnerung bringt, erklärt und deutet, was insbesondere seit und mit der Zweiten Republik nach 1945 bis auf unsere Tage in der dortigen Heimat geschah. Auseinandersetzung mit diesen Texten ist erwünscht. Zustimmung muss nicht voreilig sein. – Hier freilich erleben wir den Citoyen auf Schritt und Tritt und mit der Sprachkraft sowohl des Analytikers, der die Fakten kennt, wie auch des Anklägers, der heftig, manchmal und später zunehmend wütend das Tribunal bestellt. Natürlich, solches hat in Österreich durchaus Tradition: von Trakl über Bernhard und den frühen Handke bis zu Elfriede Jelinek.

Menasses Stil ist anders insofern, als die Kritik am Vorurteil – noch im schwärzesten Furioso – einen möglichen Dialog unterstellt: die hoffnungsfrohe Überzeugung des anderen durch die Kraft der Wahrheit. Ich kann hier auf Einzelnes nicht eingehen; aber im Grundsätzlichen hat Robert Menasse für sein Land über Jahrzehnte hinweg eine Politik vermisst, die wider vorherrschende Absprachen und bequem installierte Sozialpartnerschaft die Energie oppositionell aufgeladener Parteien und Positionen gepflegt hätte – zum Wohle des demokratischen Ideals der Auseinandersetzungen an der Basis für und um das Bessere. Selbst das Kulturbewusstsein und da selbst unter den Künstlerinnen und Künstlern war, so Menasse, von der Lähmung befallen: von der unheiligen Allianz mit einer Staatsmacht, die man habituell hassen musste, um von ihr gleichzeitig die Prämien vielfacher Anerkennung einzuklagen. Manche Beispiele wären durchaus satirefähig: mit dem Blick in den je eigenen Spiegel.

Das passte und passt Menasse nicht, der deshalb – doch nur deshalb – einen Hauch von Sympathie sogar dem später auf rasanter Nachtfahrt tödlich verunglückten Chef der Freiheitlichen entgegenbrachte. Die Haltung lautet: Dinge, Meinungen, Ideen gegen den Strich kämmen – oder noch besser: à rebours angehen. Denn manchmal erinnert uns

3/4

Menasses Profil des heftigen Denkers und leibesfrohen Geniessers, der zugleich ein passionierter Stadtmensch ist, an eine «französische» Tradition insonderheit des «dix-neuvième», als Autoren wie Balzac oder Zola – wortmächtige Anarchen der Kritik – der Konkordanz und der Korruption im juste milieu den Marsch bliesen, um in den Schaffenspausen bei Wein und Braten und Geselligkeit die Batterien wieder hochzuladen. – Menasse scheut sich dabei nicht, auch Gräben in Lagern unter seinesgleichen aufzureissen. Was er für recht und rechtens hält, oder genauer: was er dort für unrecht oder absurd empfindet, wird zur Rede gebracht und nicht mit Floskeln ausgepolstert.

Seine Sehnsucht sucht, wie gesagt, den Dialog. Menasse ist, wie die meisten Dichter, erstens liebeshungrig, zweitens – deshalb – verletzlich und drittens – deshalb – eigentlich harmoniebedürftig. Sein Verstand aber, dessen philosophische Schulung unverkennbar ist, schlägt hierbei quer. Er gliedert, ordnet, zieht Schlüsse. Dabei tritt eine Begabung hinzu, die als Kunst und Lust des Definierens bezeichnet werden könnte. Logik, Metaphorik und Metonymie geben sich dabei elegant die Hand. Ein einprägsames Beispiel findet sich in dem Text «In achtzig Tagen gegen die Welt», wo der Verfasser das Phänomen Waldheim mit der politischen Verfasstheit Österreichs um das Jahr 2000 zusammenbringt. Zitat: «Waldheim war, archäologisch gesprochen, ein Mittelhandknochen, mit dieser Regierung hatten wir den ganzen Ötzi.» – Also: gegen das Museum Österreich, gegen das Konkordat zwischen Staat und Kunst, gegen die Entpolitisiertheit des öffentlichen Raums zündete der politische Menasse während Jahrzehnten seine Granaten. Etwa so: «Das alles kommt aus der Undezidiertheit: In ihr hat der Mensch wohl eine Chronik, aber keine Geschichte.» – Doch spät in Menasses éducation intellectuelle ereignete sich – dagegen – das Folgende. Der Schriftsteller begann sich zu outen als glühender Vertreter sowohl der europäischen Idee wie, konkreter, der Europäischen Union. Und 2012 legte er in solchem Sinn und auf den Spuren Georg Büchners eine Kampfschrift des Titels «Der Europäische Landbote» vor, die mit dem zweiten Untertitel erklärte: «Warum die geschenkte Demokratie einer erkämpften weichen muss».

Eine Kampfschrift? Diesmal freilich nur zum Teil. Denn der vom musikalischen Rhythmus seines Landsmanns Friedrich Gulda getragene Essay pflegte daneben doch auch eine stille, fast behagliche Bewunderung für das institutionelle Gefüge von «Brüssel»; den Europäischen Rat einmal, doch freilich zur Gänze, ausgeklammert. Er schilderte beredt und unterlegt mit persönlichen Erfahrungen jene Welt der Verwaltung Europas zum hoffentlich Besseren – unironisch, höflich und dem eigenen Anspruch nach wahrheitsfähig. – Dieser Essay hat manches für sich. Und dass man die europäische Negativbestimmung der Maxime «Nie wieder Krieg!» immer noch – und seit den Ereignissen rund um die Ukraine erst recht –

4/4

emporhalten soll, ist durchaus nachzuvollziehen. Andererseits muss ich hier nun allerdings offen gestehen, dass dies alles für mich bloss die eine Seite der Medaille ist: eine Art von Sollen, die Solidarität, ein buntes Ineinander der Regionen bei artikuliert wünschbarem Absterben des Nationalismus, mehr noch: der Nationalstaaten. Die andere Seite der Medaille hat, doch um einiges näher bei den Realitäten, Menasses Kollege – und ebenfalls aus eigenen Erfahrungen – beschrieben; nämlich Hans Magnus Enzensberger mit seinem Gegenessay «Sanftes Monster Brüssel».

Aber das wäre ein überaus weites Feld, für abendfüllende Diskussionen und übers Kreuz verteilte Lerneffekte. Wichtiger scheint mir, dass solche Dialoge *more dialectico* überhaupt stattfinden. Und dass ja der aufgeklärte Josephinismus der alten Donaumonarchie als interessanter Vorläufer der EU damals wohl manches für sich hatte, wie's Menasse nicht verschweigen kann, mag sogar hierzulande da und dort akzeptiert werden können. – Ich komme jetzt kurz noch zum letzten, der Sache nach wichtigsten Teil.

Robert Menasse ist bekanntlich auch ein grossartiger Erzähler – und dabei einer, der sich oft selber ins Bild bringt und sich dabei, zweitens, auch niemals zu ernst nimmt. Sogleich fielen dem bewanderten Leser gewisse Vorbilder auch jenseits des Atlantiks ein: John Updike, Joseph Heller, Philip Roth. Die Titel der Romane lauten: «Die Vertreibung aus der Hölle», «Selige Zeiten, brüchige Welt», «Sinnliche Gewissheit», «Schubumkehr» oder «Don Juan de la Mancha». – «Brüchige Welt»: Das beschrieb treffend die Generalatmosphäre im Handlungs- und im Denkprozess. Schwankende Identitäten vor schwankender Geschichte, fortgesponnen in schwankende Geschichten voll von Leben, Krise, Hoffnung, Verstörtheit, Komödie. Immer, natürlich, Gesellschaftskritik, doch meistens eingelassen in die allgemeinere Verwunderung darüber, dass so viel denn möglich sein kann.

«Don Juan de la Mancha» von 2007 ist ein wunderbarer Entwicklungsroman über Nathan, der zuerst als Kind seiner Mutter unter besonderen Umständen aufwächst, dann als linker Student seine Punkte im Kopf- und Leibesturnen sammelt, dann Journalist und Redakteur wird – und schliesslich die ganze bisherige Vita höchst polyfon zusammenschliesst: Er ist der Ich-Erzähler. Wir lernen dabei viel – über Eltern, über Sex, über Drogen und Rausch, über die beklemmende Einsicht einer Generation, dass sie nicht erwachsen werden wollte, über Welterkenntnis und Daseinszweifel. – Doch wir lernen so, dass es Spass macht. Also auch mit typisch Menassischen Maximen. Zitat: «Manchmal ist es leichter, ein bisschen glücklich zu sein, wenn man unglücklich ist, als vorbehaltlos glücklich zu sein, wenn man einigermaßen glücklich ist.» Es gibt in dem Buch auch eine Philosophie «erster Erfahrungen», und es gibt, wie immer, so schön Österreichisches, dass es – pardon – zum Verlieben wäre.